

Der falsche Hundertmarkschein.

Roman von Arthur Zapp.

(3. Fortsetzung.)

„Wie Du willst, liebes Kind,“ fiel der Chemann sogleich folgend ein. „Also die Konfrontierung der beiden hatte einen merkwürdigen Verlauf. Der Maler hat durchaus gleichgültig und unbefangenen. Er sah den andern an wie einen Menschen, den er zum erstenmal in seinem Leben erblickt, und auf meine Frage, ob er ihn kenne, entgegnete er mit einem entschiedenen Nein.“

„Nun also!“ fiel die Studentin fast triumphierend ein. „Und der Artist?“ fragte der Offizier voll Spannung. Der betrachtete den Maler lächelnd, mit listigen Zwickeln seiner Augen und sagte zu ihm: „Na, alter Freund, du hast schon das Streiten! Es hilft uns ja doch nichts. Nun gib schon zu, daß Du die Wägen fabriziert und mir zugestodt hast.“

„Unglaublich!“ rief Richard Werder. „Ja, kann denn der Mensch nicht gelogen haben?“ wachte die Studentin mit einem vor Eifer glühenden Gesicht ein.

Der Landgerichtsrat bewegte wieder skeptisch seine Schultern. „Ja, aus welchem Motiv sollte er das getan haben? Er hat das Verhältnis gemacht, weil er sich dadurch eine mildere Bestrafung sichern will. Aber zu welchem Zweck sollte er denn die Aussage erfinden haben?“

„Freilich!“ stimmte der junge Offizier löffelnd zu.

„Aber hat denn Herr Stangen schließlich eingeräumt, den Artist zu kennen?“

„Nein, im Gegenteil! Er leugnete trotz der klaren, blühenden Aussagen seines Komplizen hartnäckig und blieb dabei, daß er den Menschen nicht kenne und nie irgendwelche Beziehungen zu ihm gehabt habe. Nun, sein Leugnen wird ihm wenig helfen. Ich habe schon heute an seiner Schuld keinen Zweifel mehr und —“

Ein plötzlicher Zwischenfall unterbrach den Sprechenden. Frau Kerner war während der letzten Worte schliefen, ohne daß einer der anderen im lebhaften Gespräch darauf geachtet hätte, von ihrem Stuhl aufgestanden und hatte sich auf einen mehr im Hintergrund des Zimmers stehenden Hainke gestützt. Jetzt glitt sie plötzlich lautlos auf den Fußboden hinab.

Die übrigen drei im Zimmer Anwesenden sprangen bei dem Geräusch fast im gleichen Moment von ihren Stühlen, um zu der Ohnmächtigen hinzueilen und ihr zu Hilfe zu kommen.

Ihren gemeinschaftlichen Bemühungen gelang es, die wie leblos auf dem Boden Liegende auf dem Sofa zu betten und wieder zum Bewußtsein zurückzurufen. Der besorgte Warte wollte sofort einen Arzt herbeirufen lassen, aber sie wies das entschieden zurück und bat nur ihre Routine, sie nach dem Schlafzimmer zu geleiten und ihr ein wenig Gesellschaft zu leisten.

4.

Die Vernehmungen, die Landgerichtsrat Werder in der Untersuchungssache Freig Stangen und Genossen abhielt, bestärkte in ihm die Überzeugung, in dem Maler einen schlauen, abgeleiteten Verbrecher vor sich zu haben, und so wendete sich die Wirtin des Arrestanten befähigt, daß ihr Chambergenosse sich schon seit längerer Zeit in sehr ungünstiger finanzieller Lage befinden habe. Er habe ihr während des letzten Jahres immer sehr unregelmäßig gezahlt. Erst ungefähr vierzehn Tage vor seiner Verhaftung schien ein pünktiger Wechsel in seinen Verhältnissen einzutreten, denn er habe ihr eines Tages einen Hundertmarkschein übergeben, damit sie ihm Betrag der fünfzigigen Miete davon abziehe. Auch habe er an dem Tage ein paar seiner Kollegen zu sich geladen und es sei bis in die späte Nacht hinein sehr vergnügt zugegangen.

Dieser Teil der Aussage der Witwe Kerner kam dem Untersuchungsrichter ein vorläufig noch für ihn unverständliches Rätsel auf.

Die Nachforschungen nach dem Verbleib dieses schon früher von dem Maler veräußerten Hundertmarkscheines hatten zu keinem Resultat geführt. Die Frau hatte ihm bei einem Kaufmann gewechselt, der Geschäftsmann aber konnte nicht angeben, wohin er den Geldschein in Zahlung gegeben. So ließ sich nicht weiter feststellen, ob dieser Schein ebenfalls ein Falsifikat gewesen. Der Untersuchungsrichter nahm als selbstverständlich an, daß das der Fall gewesen, um so mehr, als der danach befragte Maler über die Herkunft des betreffenden Scheines nichts angeben konnte und nur die alte Methode wiederholte, er habe das von dem besten Gasglühlicht besitzenden Geschäft des Fremden deutlich gesehen; belügte mit langem schwarzen Haar und glühenden Augen, einen dunklen Mantel, so eine Art Däweld hat er getragen und einen schwarzen Schlapphut. Nur, wie ein Künstler habe er ausgesehen.

ding in der materiellen Lage Freig Stangens erst vor zwei Wochen erfolgt sei, stand die Tatsache, daß die Erlöse des Hundertmarkscheines schon vor sechs Wochen von der Behörde festgestellt war, ohne daß es gelang, den Täter oder einen seiner Komplizen zu ermitteln. Man konnte nur annehmen, daß der junge Maler aus schlauer, vorsichtiger Berechnung sich in seinen persönlichen Angelegenheiten zurückgehalten habe, um nicht irgendwelche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und daß er erst, als die ersten Coups glücklich gelungen waren, sich sicherer fühlte.

Die Kollegen und viele Freunde des Malers sagten einstimmig aus, daß Freig Stangen ihrer Ansicht nach in den letzten zwei Wochen kaum eine Gelegenheit gehabt habe, ein Honorar von zweihundert Mark zu erhalten. Es war ihnen gleich aufgefallen, als er sich plötzlich so freigebig und vergnügt benommen habe. Ihren Fragen nach dem Ursprung seines Mammons sei er ausgewichen, und nur auf die scherzhafteste Bemerkung eines Kameraden: „Du hast wohl das große Los gewonnen, Freig?“ habe er direkt geantwortet: „So etwas ähnliches.“ Im übrigen gaben ihm seine Freunde das beste Zeugnis. Er sei ein durchaus anständiger Mensch und nicht einmal übertrieben leichtsinnig. Daß man von einem Künstler nicht erwarten könne, daß er ein pedantischer Rechner sei, sei selbstverständlich. Wenn man Geld habe, so gönne man sich eben ein bißchen Freude und Wohlleben. Deshalb sei ihnen die Freigebigkeit des Freundes an sich nicht weiter auffallend gewesen und sie hätten sich auch nicht weiter den Kopf über die Frage zerbrochen, wo er die viele Geld plötzlich her habe. Eines Verbrechens aber hätte ihn seiner Bekannten für fähig. Was nun sein Talent betrafte, so gingen die Ansichten darüber auseinander. Die einen erklärten, daß sie ihm die Kraft, Originalität zu leisten, nicht zutrauten. Andere wieder meinten, er besäße ein entschiedenes Talent, freilich sei seine Kunstfertigkeit eine solche, daß er kaum auf durchgehenden populären Erfolg rechnen könne.

Auf die Frage, ob ihnen bekannt sei, daß Stangen irgend einen Maler besitze, der ihn im geheimen unterstützt habe, zuckten sie mit den Schultern. Davon hätten sie nie etwas gehört oder auch nur bemerkt.

Bei der Hausdurchsuchung in dem Atelier des jungen Malers, das ihm zugleich als Wohn- und Schlafzimmer diente und das in ziemlich primitiver Weise durch eine Erweiterung der beiden Fenster nach oben hergestellt worden war, fanden sich verschiedene fertige kleinere Delgemälde, die alle einen herben Charakter hatten und ausschließlich Motive aus den Achseln des Lebens behandelten. Unter den Zeichnungen und Skizzen, die man außerdem mit Beschriftung belegte, befanden sich einige Blätter, die von den anderen durch Unfertigkeit in der Ausführung abfielen und sogar auffallende Vorezeichnungen aufwiesen. Die hierüber vernommenen Kunstgenossen des Malers befanden, daß die betreffenden Stücke kaum von Stangen herrühren könnten. Freilich wußten sie über die Herkunft dieser schwächeren Zeichnungen nicht zu sagen, daß Stangen einen Schüler gehabt, sei ausgeschlossen, denn davon würde er sicherlich erzählt haben.

Weitere Belastungen des verhafteten Malers ergab ein Verhör mit dem Artisten Karl Verbe, der sich selbst als Komplize des Herstellers des falschen Hundertmarkscheines bezeichnet hatte. Unter den Zeugen, die betreffend des Vorlesens des Artisten vernommen worden waren, befand sich eine Postamentararbeiterin namens Minna Schönfeld. Dieses Mädchen, das offenbar in zärtlichen Beziehungen zu dem Artisten gestanden hatte, gab an, sie sei verschiedentlich dabei gewesen, als ihr Freund Karl Verbe sich mit einem unbekanntem am Tempelhofer Feld getroffen habe. Diese Aufmerksamkeiten hätten immer am Abend in der Dunkelheit stattgefunden, die Männer hätten, während sie in einiger Entfernung habe warten müssen, angelegentlich miteinander gesprochen, ohne daß sie hätte erfahren können, was sie eigentlich mit einander verhandelt hätten. Auf ihre Frage danach habe Verbe nur barsch geantwortet: „Geschäfte!“ Und als sie weiter in ihn gedrungen, habe er ihr grob den Mund verboten. Verschiedenemale seien die beiden Männer unter einer Laterne getreten, und es hätte wohl so etwas wie eine Abrechnung zwischen ihnen stattgefunden. Da habe sie denn, ohne daß die beiden es bei ihrem eifrigen Verhandeln wahrgenommen, sich näher herangekehrt und sie habe das von dem besten Gasglühlicht besitzenden Geschäft des Fremden deutlich gesehen; belügte mit langem schwarzen Haar und glühenden Augen, einen dunklen Mantel, so eine Art Däweld hat er getragen und einen schwarzen Schlapphut. Nur, wie ein Künstler habe er ausgesehen.

Als der Untersuchungsrichter nun die Minna Schönfeld mit den beiden Untersuchungsgefangenen konfrontierte, rief die Zeugin, nach einem kurzen Blick auf ihren Freund, dem

Maler gegenüberstehend sofort aus: „Ja wohl, das ist er!“

„Nun, protestierte Freig Stangen empört und erklärte auf's Bestimmteste, die Person nie in seinem Leben gesehen und ebensowenig je auf dem Tempelhofer Feld mit irgend jemand eine Zusammenkunft gehabt zu haben, ober das Mädchen ließ sich nicht irren machen, sondern entgegnete mit sehr glaubhaft erscheinender Entrüstung: „Na, hören Sie mal! Sie können aber schwindeln. So deutlich wie hier habe ich Sie vor mir gesehen mit Ihren langen schwarzen Zetteln und der Habichtsnase. Du, das ist wohl 'n Künstler, habe ich nachher zu Karl'n gefast. Habe ich nicht?“

Und der Artist fiel sofort fröhlich löffelnd ein: „Ja wohl, das hat sie!“

„Allemal, dabei bleib' ich! Der und sein anderer ist's gewesen! Dafür lege ich meine Hand ins Feuer.“

In diesem Stadium der Untersuchung befand sich die Sache Freig Stangen, als eines Tages bei dem Untersuchungsrichter ein Brief eintraf, der schon infolge seiner Adressierung dem Empfänger ein Räthsel abgab. Als Adressat war: der Name des Landgerichtsrates angegeben, wie bei einem Privatbrief. Aber als Empfangsort war nicht seine Wohnung, sondern das Landgericht bezeichnet. Das verriet schon den unzulässigen Leuten, wenn nicht das verborgene Gesicht des Briefschreibers. Und in der Tat nicht nur die Handschrift, auch die Form des Schreibens bestätigte den merkwürdigen Ursprung dieser brieflichen Bemühung, den verhafteten Maler zu entlasten.

Der Brief lautete: „Sehr geehrter Herr Landgerichtsrat! Zur Angelegenheit des Malers Herrn Freig Stangen, die Sie, wie ich aus den Zeitungen gesehen habe, bearbeiten, teile ich Ihnen mit, daß der junge Mann vollständig unschuldig ist. Seiner ganzen Erziehung, seiner Vergangenheit und seinem Charakter nach ist Herr Stangen völlig unfähig, ein so gemeines Verbrechen zu begehen. Ja, Sie haben ein großes Unrecht begangen, den feingebildeten jungen Mann unter einem so schändlichen Verdacht in Haft zu nehmen. Wie entsetzlich muß der Arme nicht nur unter den materiellen Qualen des Gefängnisses, sondern vielmehr noch unter der moralischen Wirkung einer so schimpflichen, entehrenden Beschuldigung leiden! Ich appelliere an Sie als Mann von Ehre und Gefühl. Sie sind doch nicht nur Richter, sondern auch Mensch. Ich kann nur annehmen, daß Sie sich von einigen sehr äußerlichen Momenten, die gegen Herrn Stangen zu sprechen scheinen, haben bestimmen lassen. Aber wenn jemand dabei betroffen wird, daß er eine falsche Banknote ausgibt, so ist damit doch noch keineswegs gesagt, daß er sie selbst angefertigt haben muß. Der Künstler hat doch sicherlich nicht die geringste Ahnung davon gehabt, daß es sich um ein Falsifikat handelte. Und was nun die Aussagen des verhafteten Artisten anbelangt, von dem die Zeitungen berichtet haben, so kann ich nur sagen, daß sie von Anfang bis zu Ende erlogen sind, denn ich weiß ja, woher die falsche Banknote, deren Veräußerung zur Verhaftung des Herrn Freig Stangen geführt hat, gekommen ist. Herr Stangen hat nur die reine Wahrheit gesagt, als er erwiderte, daß er den betreffenden Hundertmarkschein geschenkt erhalten habe. Ich selbst habe ihm diesen Schein gegeben, nicht nur diesen einen, sondern ihrer zwei. Zwei Hundertmarkscheine hat Herr Stangen von mir vor ungefähr vier Wochen erhalten. Das schenkte ich bei Gott dem Almächtigen und bei allem was einem Menschen heilig ist, bei dem Andenken an meine Eltern, bei allem Hohen und Heiligen. Ich habe den jungen Maler zur Förderung seines Talents und aus menschlichen Motiven unterstützt. Ich habe es mit ihm gemeint, ohne es zu wollen und zu ahnen, habe ich ins Unglück gebracht. Wie mir bei diesem Gedanken zumute ist, wie sehr ich unter diesem Bewußtsein leide, werden Sie als fühlender Mensch sich leicht vorstellen können. Ich bitte und beschwöre Sie: Geben Sie den Unschuldigen frei! Sie schädigen sein Talent, noch mehr: Sie ruinieren seine Gesundheit, wenn Sie ihn noch länger in dieser unwürdigen, schändlichen Haft behalten. Leicht wäre es mir, Ihnen die Beweise zu erbringen, daß jedes Wort, das ich Ihnen schreibe, auf Wahrheit beruht. Ja, ich könnte Ihnen angeben, von wem ich diese habe. Der, der sie mir gegeben hat, hat natürlich selbst nicht gewußt, daß sie falsch sind, und er würde jedenfalls auf's Beste erhaufen sein würde er erfahren, daß er falsches Geld veräußert hat. Es würde aber niemand einfallen, ihn der Verfertigung der falschen Banknoten zu beschuldigen. Obenwiegend aber sollen Sie einen solchen Verdacht gegen den unglücklichen jungen Mann zurückziehen, der ebensowenig schuldig ist, wie jene Persönlichkeit es ist, die mir die falschen Geldscheine anvertraut hat. Was dem jungen Künstler passiert ist, hätte auch mir, hätte auch Ihnen passieren können. Leider aber hätte mich sehr schwerwiegende Gedanken, die ich andern schuldig, ab-

zählen die Beweise für meine Angaben zu erbringen. Ich würde nicht nur mein Leben, ich würde auch das Lebensglück anderer mir nahestehenden, mit teuren Menschen zerfühen. Doch ich bin überzeugt, daß das, was ich Ihnen mitgeteilt habe, genügt, um Ihr Vorurteil gegen den unglücklichen, schuldlos leidenden jungen Künstler zu beseitigen. Als ehrlicher und feeltundiger Mann werden Sie den Schrei der Verzweiflung und höchsten Gewissensnot aus meinen Worten herausgehören. Es wird Ihnen nicht entgehen, daß alles, was ich hier gesagt habe, die reine Wahrheit ist und daß mein Geständnis einem unwohlerfährlichen inneren Drange entspringt. Noch eins: Ich bitte, auch von mir nicht schlecht zu denken. Ein reines Motiv hat mich veranlaßt, dem jungen Mann in seiner unerschütterlichen Not zu Hilfe zu kommen. Vielleicht habe ich unbedacht und leichtfertig gehandelt, schlecht nicht.

Eine Unglückliche. Der Untersuchungsrichter lächelte. Solche anonymen Briefe von guten Freunden und Freundinnen, flegten ja bei jedem Kapitalverbrechen einzulassen, ebenso wie belastende und gehässige Schreiben von Feinden. Das war nichts besonderes. Hier war es wahrscheinlich eine Geste des jungen Künstlers, die ihre Bereitschaft aufbot, um den Freund seinem verdienten Schicksal zu entziehen. Etwas weiblich war der ganze Stil und die Abfassungsweise des Briefes. Nur ein liebes, unerfahrenes, weltfremdes Weib konnte so naiv sein, anzunehmen, daß diese wuscheligen, beweislosen Behauptungen und schönen Redensarten irgendwelchen Eindruck auf einen Juristen machen könnten. Allem Anschein nach hatte sie selbst an den Geschehnissen teilgenommen, die der Maler sich mit seinen falschen Banknoten verschafft hatte und es war nicht nur ein Herzensbedürfnis, das sie antrieb, dem Verhafteten zu helfen. . . Wahrscheinlich ein Modell.

Landgerichtsrat Werder las den anonymen Brief noch einmal aufmerksam, diesmal mit mehr kritischer Würdigung der Form, und er ließ den Gedanken an eine leichtfertige Dirne fahren. Nein, so drückte sich ein einfaches Modell aus. Der Stil und die Ausdrucksweise waren die einer gebildeten Dame. Wahrscheinlich eine Dame aus besseren Ständen, die sich in den Künstler verliebt und die von seiner Verhaftung gelesen hatte, die vielleicht auch wirklich von seiner Unschuld überzeugt war und nun, die Ausrede des Untersuchungsgefangenen sich zu eigen machend, sich als Spendin der Banknoten bezichtigte, in der naiven Annahme, der Richter werde ihr das ohne weiteres glauben und den Künstler entlassen.

5. Die nächste Maßnahme des Untersuchungsrichters war, daß er die Wirtin des Verhafteten zu einem neuen Verhör beschied. Er sah die ihm gegenüberstehende schon ältere Frau mit feiner strengem Amisimene an. „Sie haben ausgesagt,“ begann er das Verhör, „daß Sie von Liebeshandlungen Ihres ehemaligen Zimmerherren nichts bemerkt hätten. Diese Angabe stimmt nicht mit der Wahrheit überein. Verstehen Sie!“

Frau Kerner war so betroffen und erschreckt durch den ungewöhnlich strengen Ton des Richters, der sich ihr gegenüber bisher stets freundlich und jovial erwiesen hatte, daß sie zunächst nichts als ein weinerliches: „Aber Herr Landgerichtsrat über die Lippen brachte.“

„Ja wohl,“ fuhr der Richter rasch und in noch schärferem Ton fort, „ich habe Beweise —“ er hob zur Bestätigung seiner Worte den anonymen Brief in die Höhe und schwenkte ihn vor den Augen der Zeugin in der Luft herum — „ich habe die Beweise, daß er zärtliche Beziehungen zu einer Dame unterhalten hat. Sollen Sie davon wirklich nichts wissen?“

Er beugte sich weit vor und sah der Zeugin zu ihm hinüber mit durchdringendem Blick. „Denken Sie einmal gründlich nach!“ sprach der Untersuchungsrichter eindringlich weiter. „Haben Sie nie wahrgenommen, daß Herr Stangen wieder Besuch erhalten hat?“

„Ach Gott,“ stammelte die Zeugin, „er hat doch schon lange kein Geld mehr gehabt, sich ein Modell zu beschaffen oder sonst einen arbeitsamen Verker zu unterhalten. Das kostet doch Geld.“

„Nicht immer. Ich meine auch kein Modell.“

Da glühte plötzlich ein Funken der Erinnerung in den Augen der alten Frau auf.

„Ja, ja, ja!“ rief sie voll Offenherzigkeit, das war mir ganz aus der Erinnerung gekommen!“

Auch über des Richters ernste Züge glitt ein triumphierendes Lächeln.

„Aber leben Sie! Also verwas mit der Wahrheit! Bedenken Sie, daß Sie Ihre Aussagen zu bestätigen haben! Es ist also doch eine Dame zu ihm gekommen?“

„Nur zweimal. Deshalb habe ich ja auch gar nicht daran gedacht.“

„Also eine weibliche Dame?“

„Gewiß doch! Das sieht man ja gleich.“

„Sie haben sie gesehen?“

„Ja wohl, das heißt nur sichtlich. Er kam mit ihr zusammen — allein hätte sie sich wohl nicht herauf getraut zu ihm. Ich hörte, wie er den Schlüssel ins Loch steckte. Er hat nämlich einen separaten Eingang. Also ich mache die Tür für auf und — da stieß sie gleich vor Schreck einen Schrei aus. Er winkte jorzig nach mir hin, dann rief er seine Tür auf und sie wie ein scheues Vögelchen hinein.“

Der Untersuchungsrichter hatte mit angepauntem Interesse zugehört. Er nicht zustimmend.

„Aus dem allen ist freilich zu schließen, daß sie nicht gewöhnt war, alleinlebende Herren zu besuchen. Wie sah sie denn aus?“

„Groß, elegant! Ich sehe sie noch ganz deutlich vor mir: ne feine Figur! Sie trug ein Kostümleid — hellbraun mit Passementier. Langes Jackett, tailleur made, sah alles wie angezogen. Dazu einen schwarzen Rembrandthut und darauf ihr mindestens dreißig Taler Straußfedern.“

„Also eine elegante Dame?“

„Tip top — ja wohl!“

„Das Alter?“

Die Witwe Kerner zog ihre Stirn in nachdenkliche Falten.

„Ja, das läßt sich schwer sagen.“

Ein verständnisvolles Lächeln lächelte über das Gesicht der Zeugin. „Eine alte Weibchen wohl nicht gewesen sein.“

„Warum nicht? Sie könnten doch das Atelier des Künstlers haben besucht und vielleicht eines seiner Bilder taufen wollen.“

Die alte Frau schüttelte skeptisch mit dem Kopf.

„Warum hätte sie denn laut aufgeschrien, als ich plötzlich die Tür aufmachte?“

„Ach so! Freilich! — Uebrigens haben Sie denn ihr Gesicht nie gesehen?“

„Nein doch! Sie hatte doch einen ganz dichten Schleier vorgezogen. Nicht mal sehen konnte ich, ob sie blond war oder brünett.“

„Sie sagten, daß die Dame nur zweimal bei Ihrem Zimmerherren gewesen ist?“

„Ja wohl. Vor etwa zwei Monaten das erste Mal und dann noch einmal vierzehn Tage später.“

„Sie könnten aber doch öfter dagesehen sein, ohne daß Sie es bemerkt hätten?“

Frau Kerner schüttelte sehr bestimmt den Kopf.

„Ist ausgeschlossen. Ich bin den ganzen Tag zu Hause und passe scharf auf.“

Der Untersuchungsrichter nahm seine joviale Miene an.

„Sie sind wohl ein bißchen neugierig, Frau Kerner?“

„Aber die alte Frau protestierte lebhaft.“

„I wo denn, Herr Gerichtsrat. Ich halte man bloß auf Ordnung. Ich muß doch wissen, was für Menschen in meiner Wohnung aus- und eingehen.“

„Freilich. Sie scheinen eine anständige, ordentliche Frau zu sein. Aber haben Sie Ihren Zimmerherren denn nicht danach gefragt, wer die Dame war?“

„Direkt nicht. Auf den Besuch habe ich ja geloselt, wie man so sagt.“

„Und er?“

„Nicht einen Mord hat er von sich gegeben. Er tat einfach, als wenn er's nicht gehört hätte!“

„Es war ihm also unangenehm und er wollte Ihnen nicht recht Rede stehen?“

„Freilich nicht.“

„Und Sie haben also keine Ahnung, wer die Dame war und was sie bei ihm wollte?“

„Nicht ne Spur, Herr Gerichtsrat! Und wenn Sie mich dreißig Jahr lang einpressen, ich kann Ihnen nicht verraten, wer und was für eine die war.“

„Und auch darüber, welche der Grund des geheimnisvollen Besuches war, können Sie nichts angeben?“

Die Wirtin zog ihre Schultern hoch und ließ sie zum Ausdruck ihrer völligen Ratlosigkeit gleich wieder fallen. „Kann ich nicht und wenn gleich mein Leben davon abhängen sollte, Herr Gerichtsrat.“

„Aber —“ der Untersuchungsrichter lächelte wieder jovial und sah der ihm Gegenüberstehenden ermunternd in die Augen — „in solchen geläufigen werden Sie doch haben, Frau Kerner? Sagen Sie's nur ruhig!“

Die Frau nicht turagiert und ohne jeden Anflug von Verlegenheit. „Das hielt ich gewissermaßen für meine Pflicht, Herr Gerichtsrat.“

„Für Ihre Pflicht. . . Na freilich. Haben Sie denn gut hören können?“

„Gewiß. Die Wand von meinem Schlafzimmer und die von Herrn Stangens Atelier haben doch zusammen. Auch eine Tür ist drin und wenn man sein Ohr an die Türholke legt, kann man ziemlich gut verstehen, was nebenan vorgeht.“

„Sie haben es also für Ihre Pflicht gehalten, in dieser Weise ein wenig, sagen wir, die beiden jungen Weibchen zu überwachen.“

Die Gefragte legte ihr Gesicht in ernste, würdige Falten.

„Ja wohl, Herr Gerichtsrat. Ich

bin doch verantwortlich für alles, was in meiner Wohnung geschieht.“

„Gewiß. . . Und was haben Sie nun beobachtet?“

„Zuerst sind sie im Atelier hin- und hergegangen, er hat ihr wohl seine Bilder und Skizzen gezeigt und ich habe auch gehört, daß sie sich über seine Arbeiten unterhielten. Aufgefallen ist mir dabei, daß sie zeitweise gar nicht gesprochen haben.“

„Das waren wohl Verlegenheits- und Befangenheitspausen.“

„So habe ich mir auch gedacht.“

„Das wäre also eine Befestigung Ihrer Ansicht, daß die Dame den gebildeten, besseren Ständen angehört.“

Die Witwe nickte zustimmend.

„Und was haben Sie weiter beobachtet?“

„Sie haben sich dann gesetzt und jetzt haben sie viel eifriger gesprochen als vorher.“

„Vondergerichtsrat Werder beugte sich wieder unwillkürlich über den Tisch.“

„Worüber denn?“

Die alte Frau zeigte eine ärztliche Miene.

„Ja, und wenn Sie mich ausschlagen, Herr Gerichtsrat, ich kann's Ihnen nicht sagen.“

„Haben Sie denn nichts verstanden?“

„Nicht ein Sterbenswort! Es muß wohl sehr Wichtiges gewesen sein, denn sie haben immer nur geflüstert. Ich habe gewiß gute Ohren, aber nicht eine Spur habe ich unterscheiden können. Auf einmal aber —“

„Was denn?“

„Da hat die Dame angefangen zu weinen.“

„Was Sie nicht sagen! Warum denn?“

„Weiß ich's? Aber ich habe mir gedacht, daß etwas wie eine unglückliche Liebe zwischen den beiden war.“

„Ja, so wird's gewesen sein. Haben sie sich denn „Du“ genannt?“

„Ja wohl und mit Vornamen. Ich habe ganz deutlich gehört, wie sie einmal zu ihm sagte: Ich hätte doch nicht zu Dir kommen sollen, Freig.“

„Und wie nannte er sie denn?“

„Ja, das kann ich Ihnen nicht sagen, Herr Gerichtsrat. Die Frau legte den Befehl ihrer rechten Hand auf die Stirn und dachte anstrengt nach, schüttelte aber schließlich mit einer Miene der Enttäuschung und des Nergers den Kopf. „Ich kann parhul nicht mehr darauf kommen. Es war ein Name, den ich noch nie gehört hatte und auf den ich mich nicht wieder habe besinnen können.“

„Na, das ist ja auch weniger von Wert. Jedenfalls hatten Sie den Eindruck, daß es ein Pseudonym war?“

Die alte Frau lächelte.

„Na freilich!“

„So? Ihre weiteren Beobachtungen deuteten wohl auch darauf hin?“

Die Witwe martierte für eine kurze Sekunde eine stillige Verwirrung und blühte in ihren Schopf, hob dann aber gleich wieder ihren Blick und sagte, während ihre Stimme lechsterklang: „Sie haben sich doch zu leicht gefügt.“

„So? Und das haben Sie doch deutlich gehört? Vielleicht dachten Sie sich das nur als selbstverständlich, in'd Ihre Phantasie spiegelte es Ihnen infolge dessen vor?“

Frau Kerner schüttelte sehr bestimmt mit dem Kopf.

„Nein, Herr Gerichtsrat, ich habe es ganz deutlich sprechen hören, so deutlich wie ich Sie hier sprechen höre.“

„Da haben Sie also Ihr Ohr betrieblig bei diesem Teil der Unterhaltung ganz dicht an die Türspalte gepreßt?“

„Das mag wohl sein.“

„Und ist sonst etwas von Bedeutung vorgefallen?“

„Nein, nichts weiter, Herr Gerichtsrat. Daraus kann ich einen Eid ablegen.“

„Und der zweite Besuch — wie war es da?“

„Ganz ähnlich, Herr Gerichtsrat. Zuerst wieder Bilder besahen, dann haben sie sich gesetzt und zetschelt. Und zuletzt —“

„Zärtlichen Abschied genommen?“

„So war es, Herr Gerichtsrat.“

„Und auch das zweite Mal? Nichts weiter vorgefallen?“

„Nichts, Herr Gerichtsrat, dafür lege ich meine Hand ins Feuer.“

„Und sie ist nur zweimal gekommen?“

„Auch dafür glaube ich gut stehen zu können. Aber sie können sich ja doch noch wo anders getroffen haben.“

„Freilich! Das läßt sich sogar annehmen.“

Die Aussagen der Zeugin wurden protokolliert und die Zeugin wurde entlassen. Gleich darauf ließ sich der Untersuchungsrichter den Untersuchungsgefangenen vorführen. Er legte dem vor den Tisch stehenden den erhaltenen anonymen Brief vor, beobachtete den erschaut, abnunglos auf die Schriftzüge blühenden schor und sagte in einem mächtig altschalligen Ton, als sei die Sache belanglos oder nicht erlöblich: „Sie kennen die Handchrift?“

„Nein!“

Den Richter, der sich noch eines ruhigen Temperaments und Geduld erfreute, ließ diesmal doch die Verzerrte ins Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)